











[Nachdruck verboten.]

## Fremde Welten.

8) Roman von Reinhold Ortmann.

Als man endlich zum Schluß gekommen war, beilte sich Hermann Wolfshardt, früher als alle Uebrigen das Haus zu verlassen. Zum ersten Mal seit jener glückseligen Stunde, da ihm Ida in ihrem einfachen Hauskleidchen und ihrem dicken Mozartkopf das Rätchen von Heilbronn vorgespielt hatte, floh er wie vor etwas Beinigendem vor ihrem Anblick, und Frau Laura Hedmondt konnte, als sie fünf Minuten nach ihm aus dem Thorweg des Theatergebäudes traten, mit einem Ausdruck der Befriedigung zu ihrem Töchterchen sagen:

„Endlich einmal haben wir diesen lästigen Menschen nicht im Gefolge. Seine Aufdringlichkeit fing auch nachgerade an, ganz unerträglich zu werden.“

„Ist es Herr Frenzel, von dem Du sprichst?“ fragte Ida sehr unbefangen zurück; aber Frau Hedmondt machte eine geringfügig verneinende Bewegung.

„Du weißt sehr gut, daß es dieser durchgefallene Kandidat ist, den ich meine. Wahrhaftig, es war eine unverantwortliche Tollheit, daß Du ihm dazu verholfen hast, unser Kollege zu werden.“

„Vielleicht, Mama!“ lautete die lakonische Erwiderung.

„Aber man kann nicht immer Alles voraussehen. — Glaubst Du übrigens, daß Herr von Pleßow mir heute Abend ein Bouquet überreichen lassen wird? Er erkundigte sich so angelegentlich nach meinen Lieblingsblumen.“

„Das ist wohl möglich! — Aber Du darfst nicht zu lebenswüthig gegen ihn sein, Kind — und Du mußt Dein Herz wohl in Acht nehmen. Es hat ja schon Manche vom Theater eine glänzende Partie gemacht; aber es waren doch immer nur die Klugen, die es geschickt anzufangen verstanden.“

„Sei unbesorgt, Mama!“ lachte Ida fröhlich. „Vorläufig ist mir an einer glänzenden Partie gar nichts gelegen, und ich denke nicht daran, zu heirathen — diesen Herrn von Pleßow so wenig als irgend einen Anderen! — Aber wenn er mir ein Bouquet schickt — es wäre zu reizend! — Ich glaube, unsere sentimentale Liebhaberin würde vor Neid und Aerger noch grünelicher werden, als sie es trotz ihres fingerdick aufgetragenen Puders leider ohnedies schon ist.“

## Fünftes Kapitel.

In einem Mansardenzimmer des bescheidensten Gasthofes von Neustadt hatte Hermann Wolfshardt Wohnung genommen; denn die Gage, welche ihm Direktor Mühlhofer zahlte, reichte nur eben hin, die dringendsten Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen. Als er heute aus der Probe zurückkehrte, fand er auf dem Tische des armseligen Stübchens zu seiner Ueberraschung eine Visitenkarte mit der Aufschrift:

„Frank Mc. Burnen, Melbourne.“

Eine Ecke der Karte war eingebogen zum Zeichen, daß der auf ihr Genannte ihm habe einen Besuch machen wollen; aber

Wolfshardt, dem der Name vollkommen unbekannt war, hielt sich überzeugt, daß hier ein Irrthum vorliegen müsse, bis ihm die in dem Gasthof bedienstete Magd auf seine Erkundigung mit aller Bestimmtheit erklärte, der Herr habe wirklich nach ihm gefragt und habe hinterlassen, daß er heute oder morgen noch einmal vorsprechen werde.

Unter anderen Umständen würde sich der junge Mann, dessen Bekanntenkreis immer ein sehr beschränkter gewesen war, vielleicht den Kopf darüber zerbrochen haben, was ihm wohl die Ehre eines anscheinend von so weither gekommenen Besuches verschaffen möge; heute aber war er sehr wenig geneigt seine Gedanken bei so gleichgültigen Dingen verweilen zu lassen. Er warf die Karte achtlos bei Seite und streckte sich, ohne das frugale Mittagessen anzurühren, das ihm die grobknochige Magd gebracht hatte, zu unerfreulichem Grübeln auf das Bettgestell nieder, das in dieser Mansarde zugleich die Stelle des Sophas vertreten mußte.

Er fühlte sich matt und zerfchlagen, wie wenn er eine schwere körperliche Arbeit verrichtet hätte oder wie wenn ihm eine ernste Krankheit in den Gliedern läge. Seine Stirn brannte und in toller Flucht jagten sich dahinter die Gedanken. Alle Einzelheiten dieser schrecklichen vierzehn Tage, die er nun schon als Mitglied der Mühlhofer'schen Gesellschaft verlebt hatte, zogen an seinem Gedächtniß vorüber, und er grub die Zähne tief in die Unterlippe bei der Erinnerung an all' die Enttäuschungen und Demüthigungen, die er in dieser kurzen Zeit erfahren.

Daß er eine ungeheure Thorheit begangen, als er sein, raschen Eingebung gefolgt war, hatte er nur zu bald erkennen müssen, wie leidenschaftlich er sich auch anfänglich noch gegen diese beschämende Gewißheit gesträubt. Der Ton, der in seiner neuen Umgebung herrschte, war ihm von vornherein wie eine fremde Sprache gewesen, die er nicht verstand und die er seiner innersten Ueberzeugung nach niemals würde erlernen können. Der glückliche Leichtsinns dieses heimathlosen Völkchens, das aus allen Richtungen der Windrose zusammengeschnitten war, das seine Sache guten Muthes auf nichts stellte und sich kaum um das Morgen, sicherlich aber mit keinem Gedanken um das Uebermorgen kümmerte — er hatte für ihn etwas Unbegreifliches und beinahe Unheimliches gehabt, etwas, das ihn immer wieder abstieß und eine unübersteigliche Schranke zwischen ihm und seinen Schicksalsgenossen aufrichtete. Es gab nichts Gemeinsames zwischen ihm und Jenen, und er war zu aufrichtig, um eine Sympathie zu erheucheln, von der er nichts empfand.

Dadurch war er fast vom ersten Tage an seinen neuen Kollegen und Kolleginnen gegenüber in die denkbar peinlichste Lage gerathen. Seine höfliche Zurückhaltung war ihm als Hochmuth, seine Schweigsamkeit als dünnelhaftige Ueberhebung ausgelegt worden, und Alles schien sich vereinigt zu haben, die vermeintlichen Kränkungen mit schonungsloser Unbartheit gegen ihn zu rächen. Wie eine Anzahl von kleinen, in einen ägenden Giftstoff getauchten Pfeilen hatten ihn Tag für Tag die Bosheiten und Sticheleien verwundet, zu deren Zielscheibe er von allen



[Nachdruck verboten.]

**Schiffbruch.**

4)

Von H. Trinius.

„Du warst am Strande, Harro?“ fragte sie endlich, um das Schweigen zu brechen.

„Ja! Ich sah mir den neuen Ewer an, den der Christian Lassen sich hat bauen lassen. Er will's mit der Küstenfahrt versuchen. Und er hat Recht, 's ist besser, als hier sich täglich im Kreise zu drehen. Ich wollte auch, ich hätte den Peter begleitet.“

„Und Deine Mutter?“

Er suchte die Achseln. Dann sagte er: „Es muß ja nicht gleich gehorben sein.“

Wieder erklang Donnerrollen vom Meere her. Die nachtschwarzen Wogen schienen immer höher steigen zu wollen. Wie Heulen schritt der Schrei der Sturmvoegel aus der Luft.

„Es wird doch besser sein, ich mach' mich auf den Weg!“ sagte Ellen und erhob sich von der Bank. Sie trat hinein auf die Hausdielen und rief der am Herde hantirenden Mutter Kissen einen Abendgruß zu.

„Leb' wohl, Kind! Komm bald wieder! Auch schönen Dank!“

Als Ellen wieder hinaustrat, hatte sich Harro bereits fertig gemacht. Sie wußte mit Bestimmtheit, daß er heute auch mitgekommen wäre, wenn die Mutter es ihm nicht nahe gelegt hätte.

Als sie den Weg zum Strande einschlagen wollte, wies er mit der Hand auf einen schmalen zur Düne seitlich emporführenden Sandpfad. Etwas wie Bitte sprach aus seinen Augen.

„Wenn's Dir recht ist, Ellen, gehen wir hier hinauf. Da oben sieht man weiter über das Meer.“

Da schritt sie stumm dem voranstehenden Manne nach.

Der Wind strich durch das zitternde Sandgras und über den mageren Haideboden hin, der droben die Düne bedeckte. Hin und wieder durchdrachte ein Witz die düstere Ferne. Aber es schien, als jöge das Wetter seitwärts ab, denn kein Tropfen fiel nieder. Nur der Wind blies, und in der Luft lag etwas Schweres, unausgesprochenen Vanges.

Nun waren Beide oben angelangt. Gleichzeitig tauchten ihre Blicke hinaus in das erhabene Schauspiel, das über dem Meere in wilder Pracht sich entfaltete. Stumm waren sie eine Weile nebeneinander her gegangen. Da blieb Harro stehen und wies hinab nach dem Strande.

„Das ist Christian Lassen's Ewer!“

Sie folgte der ange deuteten Richtung und ließ dann die Augen dort haften.

„Du meinst, Ellen,“ fuhr er fort, „ich thäte nicht gut, wenn ich auch hinaus in die Welt fahren würde?“

„Deine alte Mutter! Den' an sie!“

„Und wenn sie einmal todt ist! Soll ich dann?“

Ellen war blaß geworden. Ein Zittern lief über den Leib. Das war's, das wie ein Gespenst vor ihrer Seele vorhin gestanden hatte.

„Warum fragst Du mich? Warum heute?“ stieß sie hervor.

„Warum? Weil's heute über mich gekommen ist mit Er-ferntniß, weil ich nun weiß, daß ich ohne Dich nicht mehr Freude am Leben habe.“

„Harro! Nicht weiter — nicht das!“

„Doch! ich muß sprechen. Ich kann nicht viele Worte machen, aber hier,“ er preßte die Hand gegen das Herz, „hier drinnen, da weint's und schreit's nach Dir.“

„O, mein Gott!“

„Kannst Du mich denn gar nicht lieben?“

„Ja doch — aber nicht so — nicht so, wie Du willst!“

„Nicht so? Warum nicht so? Weil Du wohl einen Andern liebst?“

Ellen neigte das Haupt. Zwei große Thränen zitterten in ihren Augen. Nun rannen sie still über die blauen Wangen nieder.

Da faßte Harro ihre Hand. „Ellen sag' mir's in dieser Stunde! Denn ich werde Dich niemals wieder fragen. Liebst Du einen Andern? Sprich!“

„Ja, Harro!“

„Und wer ist es?“

„Was soll ich's Dir sagen. Er ist fort; über die See, seit Jahren — und verschollen.“

„Ellen!“ Eine Ahnung schien in ihm aufzudämmern. Nun sagte er tonlos: „Es ist — —“

„Dein Bruder!“

Da schlug Harro die Hände vor's Gesicht. Ein tiefes Stöhnen drang aus seiner Brust herauf.

Eine Pause entstand. Keines sprach mehr ein Wort. Im Sturm und Wetterleuchten standen zwei einsame Menschentinder droben auf kahler Düne. Das Meer zu ihren Füßen brauste seine wilden Melodien und in seinen Schooß senkten sie in dieser Stunde all' ihr Glück ein.

„Leb' wohl, Ellen!“

„Leb' wohl!“

Er reichte ihr nicht die Hand. Sie sah nur, wie er den Strand hinunterstürmte und dann zwischen den Dünen verschwand!

## II.

Die alte Frau Kissen mußte heute lange mit dem Abendessen warten. Sie schaute wiederholt aus dem Fenster hinüber zum Strande, sie trat zur Thür hinaus und ließ die fremdlichen Augen in die Runde schweifen. Alles umsonst.

„Man muß mit den Mannsleuten Geduld haben,“ murmelte sie, als sie wieder einmal von draußen zum Herd zurückgekehrt war. „Sie sind unverbesserlich.“ Dann wiegte sie den grauen Kopf hin und her. „Kann mir nicht denken, daß er so lange mit der Ellen Zwiegespräche hält. Das ist nicht seine Art. Aber wo mag er nur sein!“ Und sie setzte sich auf einen Stuhl nahe der flackernden Herdflamme und nahm das schlichte Abendessen allein ein.

Harro kam auch jetzt noch nicht. Die alte Frau saß am Fenster und wartete, bis völlige Nacht hereingebrochen war. Dann erst suchte sie ihr Lager auf. Doch der Schlaf floh heute ihre Augen. Sie dachte an Ellen, an ihren Jungen, und was für ein hübsches, stattliches Paar das werden konnte. Und wenn dann die Lider sich leicht senkten, dann riß sie dieselben wieder auf, sobald gar zu unsanft der Sturm an den Fenstern rüttelte oder in den Schlot niederfauste, oder auch ein greller Blitzstrahl das enge Stübchen sekundenlang erhellte.

Dann aber richtete sie sich plötzlich auf ihrem Lager etwas auf, gespannt in die tolle Nacht hinauslaufend. Waren das nicht Tritte? Seine Tritte?

Höher schlug ihr Herz. Und jetzt kam's näher, die Hausthür knarrte leise, über die Dielen hallte ein Männertritt. Dann ward die Stubenthür geöffnet. Leise, als wollte er die nebenan ruhende Mutter nicht wecken, schlich der Sohn zu seiner hinter einem Verhängnis befindlichen Bettstatt.

„Harro!“ Klang's jetzt aus dem Nebenraum.

„Was, Mutter?“

„Nun, was hat Ellen gesagt?“

Die Antwort blieb aus.

„Seid Ihr nicht einig geworden?“

„Nein, Mutter!“

Eine kurze Pause trat ein. Es war todtenstill, nur die Wanduhr tickte melancholisch hin und her.

„Gute Nacht, Mutter!“

„Und wen will Ellen denn?“

„Unseren Peter, Mutter!“

„Mein armer Junge — mein armer Junge!“

Doch Harro blieb still. Hätte nicht Schlaf bald die Greisur umfangen, sie würde unter Schmerzen gehört haben, wie nebenan ein Mann sich ruhelos auf seinem harten Pfuhl wälzte, wie verhaltenes Stöhnen in die Nacht drang, der martorvolle Aufschrei einer Seele, die in ihrem Glücke Schiffbruch erlitten hat.

Auch die Natur war diese Nacht im vollen Aufruhr. Das Wetter, das bis zum Abend noch zögernd im Hinterhalte gleichsam gelegen hatte, ging über die Insel nieder. Peitschender Regen, Wolkengüsse, dazwischen das Pfeifen des Sturmes, Donnerrollen und der schauerliche Vernichtungssang anstürmender Wogen. Erst mit dem anbrechenden Morgen trat etwas Ruhe ein. Nur der Wind jagte noch landein, und die See brandete.

Frühzeitig war Harro aus dem Bette. Er sah blaß aus, und seine Augen erzählten von dem Sturme, der sein ganzes Wesen durchdrückt hatte.

Er hatte kaum die Morgenjuppe genossen, als er aufstand, um das Haus zu verlassen.

(Schluß folgt.)

### Allerlei.

**Allerlei vom Martinsvogel.** Die Saison des Gänsebratens ist da, und sie hat bekanntlich am 11. November, dem Martinstage, ihren Höhepunkt erreicht. Daß gerade die Gans, deren altrömische Vorfahren schon das Kapitel retteten, der dem heiligen Martinus, dessen Todes- und der 11. November (gest. 402) — geweihte Vogel ist — hat sie wiederum ihrer Eigenthümlichkeit, dem Gänsebraten, zu danken. Als der fromme Martinus nämlich zum Bischof von Tours in Frankreich erwählt werden sollte, verberg er sich. Zufällig aber war eine Herde Gänse an dem Orte, wo er sich versteckt hielt, welche ein solches Gänsebraten er hoben, daß die Suchenden, auf diesen Ort aufmerksam werdend, ihn fanden. Es ist also gewiß eine der allerältesten Sitten, am Martinstage Gänse zu verpeisen. Die Heimath der schönsten und beliebtesten Gänse ist Vorpommern und Mecklenburg, die fastigen Weideplätze dieser Länder sind die beste Vorbedingung für den Wohlgeschmack des Fleisches, auch die Fettfütterung der „Stoppelgänse“ mit Hafer, wie es in Pommern und Mecklenburg noch meistens geschieht. Mit der Zucht der Gänse beschäftigen sich dort vor Allem die „Inskleute“, d. h. deren Frauen. Man trifft zur Zeit der „Gössel“ nicht selten diese in Familiensimmer der Tagelöhner an, wo ihnen alle erdenkliche Pflege zu Theil wird. Sobald es Frühling wird, eilen die Dorfkinder ins Freie zum „Nesselschneiden“. Nesseln lieben die jungen Gänse sehr und die kleinen Blücker schüßen sich durch Handtücher vor dem bösen Brennessel-Stich. Später dann führen Dorfkinder die versammelte Herde zur Weide. Jeder Bestzer junger Gänse macht sich „ein Reichen“ in die feimigen, meist wird in die Schwimmbäute der Kühe ein solches geschnitten. Wenn die Felder abgeerntet sind, kommen die Gänse auf die „Stoppeln“ bis Anfang September, dann beginnt die Fettfütterung. In althergebrachter Weise entrichten die Gutsleute die „zehnte Gans“ als Tribut für die freie Fütterung während des ganzen Sommers „an den Hof“. Manche Frau löst 100 bis 120 Mark aus ihrer Gänsekauf. Die ganz fett gemachten Gänse werden natürlich nicht als Bratgänse verwandt, man bereitet aus der Brust Spitzgänse, aus den Keulen u. i. v. Gänsepfotefleisch und Weiskauer, aus den Lebern Pakete, und das Fett wird zu Gänsefett ausgebraten. Das Blut benutzt die ländliche Hausfrau zu dem besonders bei den Leuten so beliebten Schwarzsauer. Daß die Sitte der „Martinsgans“ nicht nur in schlichtbürgerlichen Kreisen üblich, sondern daß auch Fürsten den Martinsvogel nicht verschmähen, zeigt uns die allbekannte Thatsache, daß die königlichen Herrschaften früher alljährlich am 11. November die Martinsgans bei der Wittve des Generals von Wigleben, Frau Marie von Wigleben, geb. Hofauer (bei ihrer Vermählung mit dem schneidigen Quaren-Kittmeister vom Volksmunde „Goldschmieds Töchterlein“ genannt) in ihrer reizenden Datsche (russische Villa) bei Potsdam verehrten.

**Wie sind die römischen Ziffern entstanden?** Obgleich wir längst in unseren sogenannten arabischen Ziffern, die jedoch phönizischen Ursprungs sein sollen, viel bequemere Zeichen besitzen, so treiben wir die Pietät für die römischen Ziffern dennoch immer noch so weit, daß wir an keinem öffentlichen Gebäude die Jahreszahl seiner Entstehung in den beliebten und doch so unabweisbaren römischen Ziffern müssen möchten. Wie aber sind diese Zeichen entstanden? Wie kommt gerade der Buchstabe M zu dem Zeichen für 1000? Die Antwort läge nahe für Mille, sowie das C für Centum = 100; das ist aber auch Alles, was an die lateinische Sprache erinnert. Fragen wir jedoch, wie kommt das Zeichen D für 500, das Zeichen L für 50, das Zeichen X für 10, so haben wir keinen Anhaltspunkt mehr an der lateinischen Sprache. Die Sache muß tiefer liegen. Zu einer Zeit, wo Stein oder Holz noch unser Schreibmaterial vertreten mußte, wo statt des Griffels oder der Feder eins der primitivsten Werkzeuge — das Weil — dienen mußte lassen sich die vier Stellen für Einheit, Zehn, Hundert, Tausend nur durch höchst einfache Hiebe mit dem Weil erklären. Die Einheit durch einen Hieb: | der Zehner durch zwei Hiebe: X der Hunderte durch drei Hiebe: □ der Tausender durch vier Hiebe: |X|. Wenn man diese verschiedenen Hiebe dann später kalligraphisch abrundete, so entstand leicht C für 100 und M für 1000. Wir haben somit das Räthsel dieser „scheinbaren“ Buchstaben auf die einfachste Weise gelöst. Durch Halbierung dieser Zeichen aber mußten folgende weitere Zeichen gewonnen werden und zwar: durch Halbierung der X = V 5; durch Bestimmung der □ = L 50; durch Halbierung der |X| = |X 500; letzteres brauchte bloß abgerundet zu werden, und es entstand das D.

**Das Ende von Nadel und Feder.** Gar oft legt man sich die Frage vor: Wo kommen nur alle Stednadeln, Nähnadeln und Schreibfedern hin? Ein alter Herr im Norden Englands kann uns Auskunft darüber erteilen. Wie er ganz richtig vermutete, hat er herausgefunden, daß es die mächtige Wirkung der Luft ist, die selbst diese feinsten Keinen Werkzeuge in die ihnen eigenen Bestandtheile auflöst. Er legte einige hundert Messing- und Stahlnadeln, Nähnadeln, Hutnadeln und Schreibfedern in einem Winkel seines Gartens nieder, wo sie allen zerlösenden Einflüssen der Witterung ausgesetzt waren, ohne daß unberufene Hände sie berühren konnten. Das Resultat war ein sehr merkwürdiges. Die gewöhnlichen Haarnadeln waren, im Durchschnitt von 154 Tagen, die erlitten, die in bräunlichem Hosi organischen. Sobald sich dieser formirt hatte, wurde er vom Winde fortgeblasen, und nach einem Zeit-

raum von sieben Monaten konnte man nicht mehr die geringste Spur von ihnen entdecken. Bei den gewöhnlichen weißen Stednadeln dauerte es achtzehn Monaten, die messingigen waren in diesen schon lange vorher von Grünspan zerfressen. An der Federhalter waren nach fünfzehn Monaten die Stahlfedern vollständig weggerostet, während die hölzernen Griffe sich fast gar nicht verändert hatten. Möglich, daß die Farbe darauf zu ihrer Erhaltung beitrug. Die polirten kleinen Stahlnadeln hielten sich am längsten, über zweieinhalb Jahre. Am widerstandsfähigsten jedoch erwies sich ein schwarzer Bleistift. Er schien völlig unzerstörbar zu sein, denn sowohl das Holz, als auch das Graphit hatten sich wie neu erhalten, trotzdem weit härtere Dinge der Zerstörungskraft der Elemente anheim gefallen waren.

**Mutter Erde als Dampfkessel.** In der Umgebung des bekannten Ortes Pittsburgh im Staate Pennsylvania soll nach einer Mittheilung von Industrials and Iron das tiefste Bohrloch der Welt gestossen werden, gegenwärtig ist dasselbe bereits 1600 Meter tief und soll noch bis zur doppelten Tiefe gebracht werden. Dieses Bohrloch hat neben den bergbaulichen Zwecken ein ganz hervorragendes wissenschaftliches Interesse, nicht nur wegen der Zusammenfügung der Gesteine in so großer Tiefe, sondern auch besonders wegen der dort herrschenden Temperatur. Die Amerikaner können es aber nicht vertragen, einen Plan auszuführen ohne den Gedanken an irgend eine praktische Verwendung, und so sind sie denn auf die Idee gekommen, diesen Brunnen als eine natürliche Dampfkessel zu verwerten. Man rechnet nämlich darauf, in der Tiefe von drei Kilometern im Innern der Erde eine Temperatur zu finden, die mehrere Grad über dem Siedepunkte des Wassers liegt. Also meinen die Amerikaner, daß ihnen aus diesem Bohrlöcher Mutter Erde mächtige Dampfwolken zusenken wird, die sie einfach zum Maschinenbetriebe zu verwenden gedenken. Falls die natürliche Dampferzeugung nicht ausreichen sollte, so brauchte man nur von oben kaltes Wasser hinein zu gießen. Der Vertreter dieser Idee nennt sich Professor Hallowell. Ingenieure, die nicht Amerikaner sind, werden wahrscheinlich der Ansicht sein, daß die Erde sich doch nicht Alles gefallen läßt, was der Mensch von ihr verlangt, und selbst wenn die Dampferzeugung in dieser Tiefe in genügendem Maße vor sich ginge, so müßte es doch unmöglich erscheinen, diesen Dampf bis nach der Erdoberfläche in die Maschinen zu leiten, ohne daß er sich unterwegs soweit abkühlt, daß er zu Wasser wird. Wahrscheinlich wird nicht nur der Dampf, sondern auch die ganze schöne amerikanische Idee zu Wasser.

### Vom Büchertisch.

— Pompeji, diese eigenartige Stätte antiken Lebens, zu besuchen, wird so leicht keiner der Italiensfahrer unterlassen, denn nirgendwo tritt die römische Kultur dem Wanderer so anschaulich entgegen als hier, wo in Folge jener furchtbaren Katastrophe vom 24. August 79, über die Plinius berichtet, eine ganze Stadt mit einem Schläge gewittermaßen erstarrte, so daß die seit 1738 betriebenen Ausgrabungen nicht nur Bauwerke, sondern auch Malereien, Geräthe zc. in unersehntem Zustande dem Lichte wiedergeben. Wer sich über den heutigen Zustand Pompejis, die Geschichte der Ausgrabungen, die Funde und die Bedeutung der Malereien zc. für die Kenntniß altrömischer Kunst zu unterrichten wünscht, sei auf einen trefflichen, reich mit Bildern geschmückten Aufsatz von Professor August Mau in Heft 4 der bekannten illustrierten Zeitschrift „**Vom Fels zum Meer**“ aufmerksam gemacht. Der Verfasser, bekannt als der beste Pompejienkenner, hat es merkwürdig verstanden, in dem knappen Rahmen eines Aufsatzes alles Wissenswerthe und Charakteristische zusammenzufassen, so daß dem Leser wirklicher Nutzen aus der Lektüre entspringt. Der übrige Inhalt des Heftes von „**Vom Fels zum Meer**“ zeigt wieder eine Fülle interessanter Materials, geistreicher Aufsätze, spannender Romane — namentlich sei der prächtige Nafabroman „**Ebena**“ von W. Meyer-Förster hervorgehoben — und prächtige Kunstblätter. Für „**Sammler**“ findet eine amüsante illustrierte Berichterstattung über die Beitereignisse statt, die in ihrer Originalität, Reichhaltigkeit und geschmackvollen Anordnung der Redaktion alle Ehre macht.

— Die königliche Hof-Kunsthandlung **Amster u. Ruyhard** (Gebr. Meder) hat jochen ihren Lager-Katalog X herausgegeben, der eine Auswahl der besten Erscheinungen auf dem Gebiete des Kupferstichs, der Radirkunst, der Lithographie und Kupferätzung der letzten sieben Jahre mit beigelegten Marken und Preisen enthält. Die Illustrationen im Verzeichnisse selbst kamen diesmal in Wegfall, weil sie bei dem schmalen handlichen Taschenformat, welches gewählt worden ist, zu klein ausgefallen wären. Die Kunsthandlung hat deshalb eine größere Anzahl von Bildern auf besonderen Tafeln in Lichtdruck nachbilden lassen und stellt dieselben zur Veranschaulichung der Darstellungen bei einer zu treffenden Auswahl leichtwiege zur Verfügung. Es sei noch bemerkt, daß sämtliche gerahmten Bilder im Werte über 80 Rm. von der Kunsthandlung Amster u. Ruyhard in ganz Deutschland als Gilgut franco und unter Garantie gegen Bruch des Glases bis zur letzten Bahnstation geliefert werden. Es ist dadurch jedem Kunstliebhaber in Deutschland ermöglicht, sich die besten und schönsten Sachen ohne Unkosten und Risiko anzuschaffen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Ziehe, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.



## Landwirthschaftliche Mittheilungen.

Redigirt von Landes-Oekonomierath H. von Mendel-Steinfels zu Halle (Saale).

### 7 kategorische Imperative für Landwirthe in Rechtsangelegenheiten.

Die Erfahrung bestätigt es fast tagtäglich, daß der Landwirth den ihn betreffenden nothwendigsten Rechtsangelegenheiten im Allgemeinen nicht diejenige Beachtung schenkt, welche dieselben in seinem eigensten Interesse unbedingt erfordern, oder nicht denjenigen Standpunkt ihnen gegenüber einnimmt, den er ganz allein festhalten müßte. In klarer und für jeden verständlicher Weise giebt nun Rechtsanwalt und Notar Burczek-Glag in der „Ztschr. der Landw.-Kammer für die Provinz Schlesien“ sehr beachtenswerthe Fingerzeige in den gewöhnlichsten den Landwirth angehenden Rechtsangelegenheiten, weshalb wir im Interesse unserer Leser dieselben nachfolgend wiedergeben wollen:

Es ist jetzt Mode geworden, gute Rathschläge, die man Jemandem giebt, in eine gewisse Befehlsform zu kleiden. Auch die launiamüßige Necklame hat sich bereits dieser Befehlsform bemächtigt, und so liest man denn häufig in den Zeitungen Auforderungen wie „Schmücke dein Heim — Koche mit Gas — Trage nur Wolle“ und dergleichen mehr. Man bezeichnet diese Befehlsform mit dem technischen Ausdruck als „kategorische Imperativ“. Nun, einige solche kategorische Imperative möchte ich auch der Landwirthschaft auf juristischem Gebiete ertheilen! Man wird mir vielleicht erwidern: Was hat denn die Landwirthschaft mit Juristerei und Gericht zu schaffen? Darauf antworte ich: Mehr als man glaubt, und für manchen Landwirth wäre es besser, er machte sich noch mehr und öfter auf dem Gerichte zu schaffen, als er thut. Dabei denke ich natürlich nicht an gewisse Leute, die vom Gerichte nicht sehr herunterkommen, die ohne einen Prozeß nicht leben können, und wenn sie um die geringste Kleinigkeit prozessiren sollten. Da wird geklagt wegen eines schmalen Grenzraumes, auf dem sich nicht einmal eine Pflanze, geschweige denn eine Kuh satt fressen kann, wegen eines Wegerechts, das dem Berechtigten wenig oder gar nichts nützt, weil er noch andere, womöglich bessere und bequemere Wege besitzt, die er benutzen kann, wegen eines elenden Baumes, der an der Grenze steht, und von dem jeder der beiden Nachbarn behauptet, daß er auf seiner Seite stehe und ihm gehöre. Da müssen Gerichtskommissionen und Rechtsanwälte hinauskommen, Zeugen und Sachverständige werden zu Dutzenden geladen, um an Ort und Stelle vernommen zu werden, der Katasterbeamte muß Vermessungen vornehmen; Unsummen werden dafür verausgabt, und dies alles häufig um einer Lumperei willen. Wegen einer Bagatelle werden Hunderte und Tausende verschleudert, werden Haus und Hof verschuldet und oft genug dem sicheren Ruin die Wege gebahnt. Ist das nicht grenzenlose Thorheit? Wenn ich Dir, verehrter Leser, ein Lotterielos verkaufen wollte unter der Bedingung, daß, wenn das Loos gezogen wird, Du 50 Mk. erhältst; wenn es nicht gezogen wird, Du mir 500 Mk. bezahlen müßtest, würde da auch nur Einer sein, der mir ein solches Loos abkaufen würde? Und was ist ein Prozeß, bei dem es auf Zeugenaussagen, auf Sachverständigen-Gutachten ankommt, bei dem der eine schwarz, der andere weiß ausfällt, und Dir der tüchtigste Rechtsanwalt nicht von vornherein sagen kann, was für einen Ausgang die Sache nehmen wird, oder wo trotz der festesten Ueberzeugung des Anwalts von dem Recht seines Klienten das Gericht zu dessen Ungunsten entscheidet — vielleicht falsch entscheidet, denn auch die Richter sind Menschen, und Irren ist menschlich — was ist, sage ich, ein solcher Prozeß, bei dem im günstigsten Falle 50 Mk. gewonnen werden können, bei dem aber, wenn er verloren geht, Hunderte von Mark an Kosten bezahlt werden müssen, anders als ein Lotterielos, wie ich es soeben beschrieben habe? Du wirst sagen: „So etwas kommt wohl nicht leicht vor!“ Glaube das nicht, lieber Leser, so etwas kommt leider nur zu häufig vor und zwar meistens gerade auf dem Lande.

Erst jetzt wieder habe ich einen derartigen Prozeß in der Hand, in welchem ich den Beklagten verrete. Es handelt sich

da um das leider so häufig vorkommende Abacern eines Grenzweges. Die mit Kreuzen versehenen Grenzsteine, welche ursprünglich den Weg zu beiden Seiten begrenzen, stehen noch, aber auf Seiten des Klägers waren über 2 Fuß von dem Wege abgedeckt, und der Grenzstein auf seiner Seite stand um so viel in seinen Adern hinein. Freilich behauptet er, dieser Stein sei kein Grenzstein, und das Kreuz auf demselben müsse erst nachträglich hineingemeißelt worden sein. Indessen Duzende von Zeugen bekünden das Gegentheil, und alle bisher von dem Kläger angerufenen Behörden sind gegentheilig Meinung. Da ich denn der Amtsvorsteher gekommen und hat dem Manne aufgegeben, den Weg wieder in seiner richtigen Breite herzustellen; und als dieser es nicht freiwillig that, ist der Weg auf seine Kosten im Wege der Exekution verbreitert worden. Hiergegen hat der Mann den Landrath und den Kreisaußschuß um Abhilfe angerufen, allein auch diese Behörden haben zu seinen Ungunsten entschieden. Nun beschritt er die oberen Instanzen, legte Berufung beim Bezirksauschusse und demnächst Revision beim Obergericht ein — alles vergeblich. Sogar das Urtheil des letztgenannten, höchsten Verwaltungsgerichtshofes suchte er noch im Wege des Wiederaufnahmeverfahrens anzufechten, und als auch dieses mißlang, beschritt er nunmehr den ordentlichen Rechtsweg und klagte beim Civilgericht wegen des ihm zur Verbreiterung des Weges entzogenen Aders auf Entschädigung gegen seinen jenseits des Weges liegenden Nachbar, indem er behauptete, daß dieser den Weg durch Abacern ver schmälert habe. Auch hier hat die erste Instanz bereits zu Ungunsten des Klägers entschieden und auch die zweite, bei welcher der Prozeß zur Zeit schwebt, dürfte, nach dem Ausfall der Beweisaufnahme zu urtheilen, ebenso entscheiden. Und schon im Verwaltungsstreitverfahren sind Duzende von Zeugen vernommen worden, und Gerichtskommissionen und Rechtsanwälte sind zum Zwecke der Beweisaufnahme draußen an Ort und Stelle gewesen, und der Katasterbeamte hat Vermessungen angestellt, und jetzt ist es wieder so gewesen. Einziger der letzte Termin hat weit über 200 Mark gekostet, und der Gesamtbetrag der bereits verprozessirten Selber geht in die Tausende! Als ich dem Manne das vorhielt und ihm sagte, daß er sich mit dem Prozeß noch ruiniren würde, da erwiderte er mir grollend und verbittert: „Ich bin schon bankrott!“ Und alles das wofür? Was kann der Mann im besten Falle gewinnen, wenn wider Erwarten der jetzt noch schwebende Prozeß zu seinen Gunsten ausfällt? Da hat er denn den Werth des ihm zur Verbreiterung des Weges entzogenen Aders selbst auf 42 Mark angegeben und dürfte dabei wohl nicht zu niedrig taxirt haben; hierzu kommt noch vielleicht die Entschädigung für einen Pflaumenbaum, der bei Verbreiterung des Weges hat beseitigt werden müssen, und den der Kläger selbst auf 20 Mark, die Sachverständigen auf höchstens 6 Mark taxirt haben. Also wegen 62 Mark, die der Mann im besten Falle gewinnen kann, riskirt er Tausende von Mark und bringt sich selbst an den Rand des Bankrotts. Liegt in solcher Rechthaberei, bei welcher der etwaige Gewinn in gar keinem Verhältnis zu den aufzuwendenden Kosten steht, Sinn und Verstand? Gewiß nicht! Und darum lautet der erste kategorische Imperativ:

#### „Güte Dich vor Prozessen!“

Natürlich will ich damit nicht sagen, daß man immer und überall sein gutes Recht preisgeben soll, aber da, wo wirklich nicht viel Profit heraushängt, dagegen vielleicht viel verloren gehen kann, gebe man lieber nach und erinnere sich dabei an das Sprichwort: „Lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun“, und: „Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß!“ Der ungerechte Gewinn des Gegners wird demselben ohnehin nicht zum Vortheil gereichen. Jedenfalls aber rathe ich dringend, ehe man einen Prozeß anfängt, zu einem Rechtsanwalt zu gehen,



ausgeht, beim Auf- und Absteigen der Leiter hingegen eine gewisse natürliche Befriedigung zu Tage legt. Ich habe Beispiele genug gehabt, daß sich Hühner von ihren Ställen ebener Erde geflüchtet und Unterkunft bei ihren Schwestern im ersten Stock gesucht haben.

Haut man für Geflügel spezielle Stallungen, so müssen sie auch nach der Zahl der darin unterzubringenden Hühner bemessen sein. Man rechnet auf ein Huhn 1½ Quadratfuß Raum. Erlauben es die Verhältnisse, daß ein solcher Stall an eine andere Stallung angebaut werden kann, um ihm mehr Wärme zu beschaffen, so ist dies von Vortheil. Um Mäuse, Ratten, Katzen, Marder oder sonstige gefährliche Gesellen abzuhalten, habe ich schon Ställe mit feinem Drahtgesecht ausge schlagen und mich bei dieser kleinen Mehrausgabe sehr gut befunden. Die Mäuse sind fern zu halten, nicht weil sie dem Geflügel Schaden beibringen, sondern weil sie dasselbe beunruhigen und dabei große Futtererschelme sind. Uebrigens sind die Hühner ausgezeichnete Mäusejäger und Liebhaber. Wehe der Maus, welche sich vom starken Hühnerschnabel erreichen läßt, nach wenigen Sekunden ist sie „mausetodt“ und wird mit Haut und Haar begierig aufgefressen. Ratten hingegen sind arge Feinde, hauptsächlich von Küden und auch halbgewachsenen Hühnern. Was Katzen, Marder zc. in einem Hühnerstall anrichten können, ist Jedermann bekannt.

An der einen Seite im Hühnerstall bringe man Stangen (oder noch besser starke Latzen) an, auf welche sich die Hühner am Abend zum Schlafen setzen. Die Sitzstangen sollen in gleicher Höhe angebracht werden, damit sich die Hühner nicht gegenseitig beschmutzen, und um die Händel, welche sonst jeden Abend ausbrechen, zu vermeiden. Es war nämlich aus Platzersparniß allgemein Mode, die Sitzstangen übereinander zu plaziren. In diesem Falle war die Verkothung der unten sitzenden Hühner natürlich unvermeidlich, ferner war leicht zu beobachten, daß stets alle Hühner — und der Hahn voran — immer zuerst die obersten Sitze bewohnen wollten, da gab es beständig Streit und eine Herumschwärmeri bis die Schwachen und Gutmüthigen schließlich den Stärkern und Grobianen den Platz einräumen mußten.

Auf der entgegengesetzten Seite der Sitzstangen können zu ebener Erde, oder auch an der Wand auf Brettern Körbe oder Kisten mit Stroh oder Heu angebracht werden. Zierliche Nester

aus galvanisirtem Drahtgesecht zc. sind Phantasierartikel der modernen Hühnerliebhaberei und schließen keine Vorzüge in sich. Der Vorwand, man halte damit das Ungeziefer ab, ist eben ein „Vorwand“. Ein sorgfältiger Hühnerzüchter hält den Stall, die Sitzstangen und Nester so wie so sauber, im gegentheiligen Fall nützt selbst ein Nest aus Goldgesecht nichts!

Im Früh- und Spätjahre müssen die Fugen in Wänden und im Boden mit scharfer Tabakslauge und der Stall von allen Seiten mit Kalk ausgepinselt werden; geschieht dies pünktlich, so sind die Hühner gegen eine Hauptplage, gegen die Läuse, geschützt. Mit diesem leidigen Ungeziefer belastete Hühner sehen fruppig und traurig aus, wie in der Mauferzeit, nähren sich schlecht und legen selten. Zum Brüten und zur Aufzucht der Küchlein muß ein abgeperrter Raum bestimmt werden.

Der Stall bekommt eine genügend große Thüre, daß man bequem in denselben eintreten kann, überhaupt soll Alles einfach, lustig und reinlich sein und so angeordnet, daß man mit dem Beien in alle Winkel fangen kann. An der Rückwand befinden sich zwei mächtig große Fenster, welche mit einem starken Drahtgitter versehen sind. Innerlich sind dieselben mit hölzernen Schieber- oder Verriegelungen zu versehen, wodurch im Winter der Stall gesperrt und wärmer gehalten wird. Wärme ist ein Haupterforderniß, wenn man im Winter Eier erhofft. Indes verlangen die Thiere auch bei Tag und zu allen Jahreszeiten Schutz gegen Regen, Wind und Feuchtigkeit und namentlich Zugluft. Kälte und scharfe Zugluft wirken äußerst schädlich auf die Hühner und erzeugen viele Krankheiten. Vom Schnupfen bis zur Diphtheritis ist nur ein Schritt, und es rühren die meisten Krankheiten nur von Erkältung her. Je trockener der Hof, je wärmer die Lage, desto erfreulicher ist das Gedeihen der Hühner. Freilebende Hühnerhäuschen, auch von leichter Konstruktion, sollten im Winter ganz mit Strohmatten eingekleidet werden; es ist dies der vorzüglichste Schutz gegen große Kälte und allen künstlichen Heizungen weitaus vorzuziehen; auch ist der Boden reichlich mit Stroh zu versehen. In Frankreich findet das Stroh als Schutzmittel gegen Kälte allgemeine Anwendung. Der Franzose erzielt die schönste Geflügelzucht durch beste Fütterung, große Reinlichkeit und aufmerksamste Beobachtung der Thiere selbst; die Ställe sind praktisch, d. h. immer in geschützter Lage und von der größten Einfachheit.

### Der Werth der chemischen Kontroll-Untersuchung der künstlichen Futter- und Düngemittel.

Im Hinblick auf die ausgebehnte Kontrolle, welche unsere agrilkultur-chemischen Versuchstationen auf dem Gebiete des Futter- und Düngemittel-Handels in neuerer Zeit ausüben, sollte man meinen, daß Unregelmäßigkeiten in der Lieferung dieser für den landwirthschaftlichen Betrieb so wichtigen Stoffe nur noch selten vorkommen könnten. Die Wirklichkeit belehrt uns aber leider eines anderen. Das zeigen uns z. B. die vor einiger Zeit in der „Sächsl. landw. Zeitschr.“ veröffentlichten Mittheilungen der agrilkultur-chemischen Versuchstation zu Pommerzig i. S.:

Im Königreich Sachsen hat der Landesfulturrath mit den Dünger- und Futtermittel-Händlern eine Vereinbarung über Kontroll-Untersuchungen getroffen, der sich im Jahre 1896 62 Firmen angeschlossen hatten. Man wird ohne weiteres diese 62 Firmen zu denjenigen rechnen können, welche auf eine reelle Lieferung der Waaren halten. Im Jahre 1896 wurden nun in der agrilkultur-chemischen Versuchstation zu Pommerzig 1101 Düngemittel zur Untersuchung eingeschickt, wovon 703 Kontrollproben mit garantirtem Gehalt waren. Diese Proben vertheilen sich auf die einzelnen Düngemittel folgendermaßen:

Probe mit Garantieangabe	mit Mindergehalt
Phosphorjäre-Düngemittel	346 = 66,3 Proz.
Stickstoff-Düngemittel	25 = 40,0 „
Phosphorjäre- und Stickstoff-Düngemittel	30 = 83,7 „
Kali-Düngemittel	13 = 92,3 „
Berschiedene Düngemittel	19 = 63,2 „
<b>703</b>	<b>515 = 73,3</b>

Es haben demnach 73 Proz. der Düngemittel nicht den garantirten Gehalt gehabt. Wenn die Verkäufer sich überall den üblichen Gehaltsspielraum (0,5 Proz. Gesamtphosphorjäre und Kali, 0,75 Proz. citratlösliche Phosphorjäre, 0,4 Proz. wasserlösliche Phosphorjäre, 0,2 Proz. Stickstoff), sowie die vertragsmäßige zulässige Kompensation vorbehalten

haben, so bleiben immerhin noch 285 Lieferungen = 41 Proz. entschädigungspflichtig. Von 10 Landwirthen, welche nicht nachuntersuchen ließen, sind also immer 4 geschädigt worden! Die Mindergehalte gingen bis zu 7 Proz. Phosphorjäre, 5 Proz. Kali und 2 Proz. Stickstoff!

Die Versuchstation (Vorsteher Dr. Loges) berichtet über die Düngemittel im einzelnen folgendes: „Von den Thomasmehlen wurden 289 Proben auf wirksame, citratlösliche Phosphorjäre untersucht, 66 auf Gesamtphosphorjäre. Es scheinen also doch viele Landwirthe nicht erfahren zu haben, daß Thomasmehl jetzt ausschließlich nach der citratlöslichen Phosphorjäre zu bemerthen ist. Die Thomasmehle zeigen von allen Düngemitteln die größten Gehaltsschwankungen; citratlösliche Phosphorjäre zwischen 10 und 19 Proz., Gesamtphosphorjäre zwischen 15 und 22 Proz. Aus diesem Grunde wozon ist Untersuchung jeder einzelnen Lieferung unbedingt nöthig.“

Bei Chilealpeter kamen Mindergehalte bis zu 2 Proz. Stickstoff vor. Ein Muster „gestampfte Hörner“ bestand aus Steinmühlspänen mit nur 0,7 Proz. Stickstoff.

Der dritte Theil der Knochenmehle hatte unzulässige Mengen fremder Stickstoffträger (durch Chloroform Abtrennbares), es war in manchen Fällen nur die Hälfte des Stickstoffs in Form von Knochenleim vorhanden. Es ist entschieden eine Täuschung des Käufers, wenn Gemische aus theilweise entleimtem Knochenmehl und jogen. Trommelmehl schlechthin als Knochenmehl verkauft werden. Zwei Knochenmehle hatten einen Zusatz von verholten Steinmühlspänen.

Die Kalidüngemittel waren beinahe alle unterwerthig und entschädigungspflichtig; die Ansicht mancher Landwirthe, Nachuntersuchung sei hier nicht nöthig, ist demnach eine grundsätzliche.

Achtnach liegt es mit den Futtermitteln. Hier wurden 526 Proben eingeschickt, von denen 296, oder 56 Proz. Kontroll-

